

GERDI NÜTZEL

Christfried Berger – eine ökumenisch-missionarische Existenz

Archiv BMW



„Mission lebt von der Kreativität der Gemeinden“, sagt Christfried Berger. Er hat in der DDR-Zeit und im vereinten Deutschland viel dazu beigetragen, dass diese Kreativität geweckt und gepflegt worden ist. Er hat sich in wechselnden politischen und kirchlichen Verhältnissen immer neu mit der Frage auseinandergesetzt, was Mission in der heutigen Zeit ist.

Christfried Bergers Leben – eine missionarische Existenz? Er selbst würde dies vermutlich sofort als eine „ökumenisch-missionarische Existenz“ präzisieren. Mit dieser Kombination sind dann jedoch wiederum spezifische Akzente der Missionsarbeit in den Kirchen der ehemaligen DDR verbunden, zu deren Entwicklung Christfried Berger an verschiedenen Orten in unterschiedlichen Funktionen beigetragen hat. Auf die Frage, was er heute unter Mission versteht, antwortet er zunächst mit einer Gegenfrage, ob ich dabei an die klassische Missionsarbeit zum Beispiel des Berliner Missionswerks in Südafrika oder die Studienarbeit der Berlin-Brandenburger Landeskirche zur missionarischen Aufgabe in unserem Kontext denke.

In einem zweiten Anlauf äußert er eine grundsätzliche Anfrage an unser gegenwärtiges Missionsdenken und -handeln, wenn er sagt: „Der Magdeburger Bischof Werner Krusche hat einmal gesagt: ‚Gebet ersetzt kein Tun. Aber es gibt kein Tun, das das Gebet ersetzen könnte.‘ So könnte man auch sagen: Der Missionsauftrag ersetzt kein Tun, aber es gibt umgekehrt auch kein Tun, das Mission ersetzen könnte. Ein einliniger Missionsbegriff ist zu Recht out. Mission

muss aber immer beides, Beten und Tun des Gerechten (Bonhoeffer), einschließen. Ich habe manchmal den Verdacht, dass heute die Seite des Tuns, zum Beispiel in Form der Entwicklungshilfe, zu einseitig dominant ist. Der Ausgleich zwischen Zeugnis und Dienst fällt uns schwerer als den Katholiken, bei denen sich mit ‚Missio‘ und ‚Misereor‘ zwei getrennte und klar profilierte Organisationen entweder um Zeugnis, Kirchenaufbau, Förderung des Priesternachwuchses oder um Dienst, Gerechtigkeit, Unterstützung sozialer Arbeitsfelder usw. einsetzen. Bei uns sind Organisationen wie ‚Brot für die Welt‘ vor allem sozial orientiert. Wenn wir im Blick auf unser ökumenisch-missionarisches Engagement außerhalb unserer Landesgrenzen auf das Tun ausweichen, hoffen wir, die säkularisierten Menschen bei uns leichter hinter dem Ofen hervor locken zu können. Obwohl ich selbst jemand bin, dem mehr an der sozialen Frage liegt, denke ich, dass es heute vielleicht in der Missionsarbeit wieder wichtig ist, die Aspekte des Zeugnisses der Kirchen, gerade auch in den ärmeren Ländern, mehr in den Blick zu nehmen.“

Die Beschäftigung mit Mission wurde dem am 7. Januar 1938 in Posen Geborenen keineswegs in die Wiege gelegt. Aus seiner Kindheit und Jugend, die er nach 1945 in Thüringen verbrachte, erinnert er sich keine prägenden Begegnungen mit Missionarinnen und Missionaren. So traf Christfried Berger das erste Mal auf einen Vertreter der „organisierten Mission“, als er nach dem Mauerbau auf der Suche nach einer sinnvollen Berufsperspektive war. Denn sein Plan eines Doppelstudiums, Evangelische Theologie an der Humboldt-Universität in Ostberlin und Zeitungswissenschaft an der Freien Universität in Westberlin, wie es ihm ein erfahrener Kirchenjournalist geraten hatte, erwies sich nach dem 13. August 1961 als nicht mehr realisierbar. In den Pfarrdienst wollte Christfried Berger aber eigentlich nicht gehen. Was tun? Zu denjenigen, bei denen der junge Theologe Rat suchte, gehörte auch der damals bereits in der internationalen Missions- und Ökumenebewegung bekannte Direktor der Berliner Mission, Gerhard Brennecke. Er empfahl: „Wenn Sie überhaupt innerhalb der Kirche arbeiten wollen, müssen Sie Gemeinde kennenlernen. Die Realität der Kirche erschließt sich nur über die Gemeinde. Machen Sie Vikariat und Predigerseminar und dann kommen Sie wieder.“ Christfried Berger beherzigte diesen Ratsschlag, machte sein Gemeindevikariat in Zeuthen bei Berlin und traf im Brandenburger Predigerseminar auf den Bekennende-Kir-

che-Theologen und späteren Berlin-Brandenburger Bischof Albrecht Schönherr sowie den Praktischen Theologen Jürgen Henkys als Ausbildungsleiter. Für den anschließenden Hilfsdienst bot ihm Gerhard Brennecke nun die Stelle eines Assistenten im Ökumenischen Institut des Ökumenisch-Missionarischen Amtes an, in das die Arbeit der Berliner Mission im Ostbereich inzwischen übergegangen war. Grundlegende Prämissen für seine damalige Arbeit im Berliner Missionshaus in der Georgenkirchstraße waren zum einen die Integration von Kirche und Mission 1961, die bei der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Neu-Delhi vollzogen worden war. Zum anderen war das Ökumenische Institut eine Reaktion auf die Abschottung der Kirchen in der DDR von der Entwicklung in anderen Kirchen durch den Mauerbau.

Die noch verbleibenden Kontaktmöglichkeiten zwischen Ost und West an der Nahtstelle Berlin sollten genutzt werden, um fachlich solide Informationen über die Kirchen in der Welt an die Gemeinden der östlichen EKV-Kirchen zu bringen. So bestand die erste praktische Arbeit Christfried Bergers als Assistent darin, eine Fürbittinformation zu formulieren, wie sie damals 14tägig in der Wochenzeitung „Potsdamer Kirche“ für den Gebrauch in Gottesdiensten und zu Hause abgedruckt wurden. In wenigen Zeilen sollten „reflektiert, konzentriert, koordiniert“ Kurzinformationen und Fürbittanliegen zur Situation in einer der Kirchen dieser Welt so formuliert werden, dass ein Gemeindepfarrer dies sonnabends bei der Gottesdienstvorbereitung ohne weitere eigene Beschäftigung damit übernehmen konnte. 1964 rief der Staat den jungen Theologen statt dessen zum sogenannten „Wehrersatzdienst“, den er als erster ordinierter Pfarrer in einer der neu gegründeten Baueinheiten als „Bausoldat“ 18 Monate lang in einer Kaserne in Prenzlau ableistete. Vorher tat er seine Liebe zur Brennecketochter Almuth offiziell kund und zog mit einer Bescheinigung des Standesamts in die Kaserne ein.

Wiederum neue konkrete Herausforderungen für sein ökumenisch-missionarisches Engagement traf Christfried Berger dann in seiner Arbeit als Gemeindepfarrer in Berlin-Schmöckwitz von 1966 bis 1976 an. Nachdem der Reiseverkehr zwischen Polen und der DDR möglich wurde, strömten auf den Campingplatz des Ortes bald auch polnische Touristen, die Interesse an der Besichtigung der Kir-

che und an Kontakten zu einheimischen Christen hatten. Er nahm dies zum Anlass, sich mit der Gemeinde der deutsch-polnischen Geschichte unter dem Aspekt der Aufarbeitung von Schuld und in der Hoffnung auf Versöhnung zu stellen. Christfried Berger führte als eine Form der missionarischen Präsenz der Gemeinde zum Beispiel einmal im Monat Gemeindeführer durch, bei denen Themen wie das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen oder zwischen Juden und Christen in vielfältiger Form bearbeitet wurden.

Aus Sicht des Staates war dies ein schädliches Vorgehen, denn die sozialistische DDR hatte nach staatlicher Auffassung nichts zu versöhnen. Die Verantwortlichen im Ökumenisch-Missionarischen Amt sahen dies anders. 1970 gründeten sie einen Arbeitskreis Polen und luden 1971 Christfried Berger dorthin ein, über seine Erfahrungen zu berichten. Seit Oktober 1972 leitete er dann diesen Kreis mehr als zehn Jahre. Die neue Orientierung auf die der DDR benachbarten Kirchen in Polen, der CSSR und Ungarn als eine ökumenische Aufgabe waren eine deutliche Konsequenz der Integration. Dazu gehörten die Studienarbeit in besonderen Arbeitskreisen, jährliche Gemeinschaftserholungen mit kirchlichen Mitarbeitern aus sozialistischen Nachbarländern sowie ein intensiver Versand christlicher Literatur aus der DDR zu den Nachbarkirchen. Ein besonderer Höhepunkt dieses Engagements war der erste Besuch einer Kirchendelegation aus einem deutschsprachigen Land nach 1945 bei der polnischen orthodoxen Kirche. Dieses Engagement begleitete Christfried Berger dann auch in sein nächstes ökumenisch-missionarisches Wirkungsfeld in der Kirchenprovinz Sachsen ab 1976. Denn aus dem Besuch bei der polnischen orthodoxen Kirche entwickelte sich eine ökumenische Partnerschaft der Kirchenprovinz Sachsen mit dieser orthodoxen Kirche, die noch heute gepflegt wird.

Dass Christfried Berger in seiner Gemeindepfarrerzeit über die intensive Polenarbeit hinaus auch die sonstige ökumenisch-missionarische Diskussion aufmerksam verfolgte und sich eine eigene Meinung dazu bildete, machen entsprechende Artikel aus dieser Zeit deutlich. So setzte er sich zum Beispiel in dem 1966 veröffentlichten Aufsatz „Genf und Prag. Bemerkungen zur *missio politica oecumenica*“ kritisch mit dem Anspruch der „Christlichen Friedenskonferenz“ auseinander. Mit der Frage auch des religiösen Hin-

tergrundes für das gewaltfreie Engagement Gandhis beschäftigte er sich 1969 anlässlich dessen 100. Geburtstages unter dem Titel „Experimente mit der Wahrheit“. Ein anderer Jahrestag bestimmte dann den Beginn seiner Tätigkeit in Magdeburg als Dezernent für Ökumene, Mission und Diakonie in der Kirchenprovinz Sachsen ab 1976. Während die DDR-Regierung 1978 das Revolutionsjubiläum von 1918 feiern wollte, hielt Berger die Erinnerung an „40 Jahre Reichskristallnacht“ für dringlich. In seinem Vorwort für die beiden Arbeitshefte, die er von Magdeburg aus für die DDR-Kirchen herausgab, wies er darauf hin, dass fast zwei Drittel der DDR-Bevölkerung und entsprechend auch der kirchlichen Mitarbeiterschaft erst nach der Pogromnacht geboren wurden und das Vergessen der Schuld der Vergangenheit drohte: „Den sechs Millionen ermordeten Juden wieder ‚Name und Gesicht‘ zu geben im Schicksal von Einzelnen, mag ein Beitrag zu dem Gespräch mit denen sein, - die nur noch als ein kleiner Rest in der Diaspora leben – mitten unter uns, die wir selber in einer neuen Diaspora unseren Weg suchen.“ Die Verbindung mit dem Leiden anderer Völker in der Gegenwart wurde durch den Vergleich der Gesetze für Juden im Nationalsozialismus und der Apartheidgesetze in Südafrika hergestellt und auf Parallelen wie Unterschiede hingewiesen. Diese Publikation reihte sich ein in die Beschäftigung der Kirchenprovinz mit dem christlich-jüdischen Dialog und führte zu einer mehrmonatigen Mitarbeit Christfried Bergers in der Dialogabteilung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf Ende der 70-er Jahre.

Während Christfried Bergers Zeit in Magdeburg kam es zur Entwicklung von regionalen ökumenischen Partnerschaften mit Gemeinden in den Niederlanden, mit der Diözese Lund der Schwedischen Kirche, der schon erwähnten Partnerschaft zur polnischen orthodoxen Kirche und vor allem zu neuen Akzenten in der Zusammenarbeit mit den südlichen Diözesen der Ev.-Luth. Kirche in Tansania (ELCT). Diese bildete den Schwerpunkt für die Gemeindeökumenearbeit in der Kirchenprovinz. Ziel war, den engen Horizont hinter der Mauer durch einen ökumenischen Lernprozess zu erweitern. Einzelne, sehr genau überlegte Partnerschaftsprojekte dienten der Einübung in ökumenische Partnerschaft, die ja nicht, wie in der westlichen Welt, von Besuchsaustausch, Begegnungen und Reisen leben konnte. Als die Frauenarbeit der Kirchenprovinz Sachsen alte mechanische Nähmaschinen für Tansania sammelte, wandte der

DDR-Staat zunächst ein, dass man doch nicht als sozialistischer Staat „Schrott“ nach Afrika schicken könne, während die Bundesrepublik die neueste elektronische Technik liefere. Nach langjährigen Verhandlungen konnten jedoch auch die DDR-Staatsorgane für die Einsicht gewonnen werden, dass die inzwischen gesammelten und überholten ca. 500 Nähmaschinen dem Leitbild einer angepassten Technologie entsprachen. Sie erteilten die Ausfuhrgenehmigung. Die Findigkeit gerade der Jugendlichen aus den „Jungen Gemeinden“ war für das Projekt „Werkzeugkoffer für tansanische Handwerker“ gefragt, um in der DDR und in der CSSR die Werkzeuge aufzutreiben, mit deren Hilfe sich junge tansanische Handwerker nach einer kirchlichen Ausbildung selbstständig machen können sollten.

Ganz im Sinne seines Ansatzes, die ökumenisch-missionarischen Handlungsfelder als eine Dimension des kirchlichen Lebens zu gestalten, gründete Berger für die Kommunikation der verschiedenen ökumenisch-missionarischen Arbeitsbereiche innerhalb der Magdeburger Landeskirche eine eigene kleine „Zeitschrift“ zum „innerkirchlichen Dienstgebrauch“, die sich als monatlicher „Ökumene-Brief“ einer wachsenden Beliebtheit erfreute. Unter den Bedingungen der DDR schrieb Christfried Berger anfangs auf seiner Kugelpf-Schreibmaschine zu Hause die Wachsmatritzen, später die Kopiervorlagen für acht Seiten. Die Beiträge dazu sammelte und redigierte er als Ein-Mann-Redaktion. Berger erreichte damit eine größere Transparenz ökumenischer Vorgänge, vor allem der ökumenischer Dienstreisen – einem der sensibelsten Themen innerhalb der ökumenischen Arbeit der DDR. Berger kam dabei zugute, dass er durch sein Aufgabenfeld, zu dem auch die interkonfessionelle Ökumene innerhalb der Region gehörte, über alle Aktivitäten unmittelbar informiert war. Zur Popularisierung des „Ökumenischen Fürbittkalenders“, der in der DDR nicht veröffentlicht werden durfte, fügte er dem Ökumene-Brief vier Jahre lang eine eigene doppelseitige Fürbitt-Information an und erarbeitete gelegentlich ergänzende Dokumentationen besonders unter Verwendung von Material der verschiedenen UN-Organisationen.

In einem dieser Ökumenebriefe Ende 1984 lautete dann der erste Satz: „Letzte Meldung: neuer Direktor für das Ökumenisch-missionarische Zentrum Berlin. OKR Christfried Berger berufen.“ Damit

kehrte er zum Ausgangspunkt seiner ökumenischen Arbeit zurück. Aus Magdeburg brachte er die Frage nach den in der DDR lebenden Ausländern mit und in die Arbeit des ÖMZ ein. Den Anstoß zur intensiven Beschäftigung mit dem Thema „Ausländer“ erhielt er durch die Weißen Väter. Bei der ÖRK-Konferenz in Mombasa zum christlich-muslimischen Dialog gefragt, was denn die Kirchen für die 18.000 Algerier in der DDR täten, musste er seine Unkenntnis eingestehen. Die Anfänge seines Engagements in der „Ausländerarbeit“ schildert Christfried Berger so: „Durch diese Defiziterfahrung begann ich in der Kirchenprovinz Sachsen, zunächst in der Kirchenleitung, dann in den Propsteien, nach Informationen zur Lage der Algerier zu fragen. Fast überall das gleiche Bild vollkommener Unkenntnis. Das lag zwar auch am fehlenden Interesse kirchlicher Mitarbeiter, vor allem aber an der Abschottung, die den Vertragsarbeitnehmern auferlegt wurde. Wir veranstalteten schließlich eine Tagung in Halle mit circa 20 Vertretern verschiedener Kirchen, besonders auch mit katholischen Geistlichen, die etwas über die Lebensbedingungen von Ausländern in der DDR wussten. Die Gründung einer Arbeitsgruppe innerhalb der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der DDR und eine große DDR-weite Studientagung mit weit über 60 Teilnehmern folgten. Als ich dann 1985 in die Georgenkirchstraße kam, war meine Überzeugung: Ökumenisch-missionarische Arbeit kann nicht die Augen vor denen verschließen, die unter uns leben.“

Konsequenterweise lautete der Arbeitsauftrag für die nächste frei werdende Referentenstelle „Ökumenische Ausländerseelsorge“. Die Görlitzer Synode des „Bundes der Evangelischen Kirchen“ bezog 1987 Position und charakterisierte die Seelsorge an Ausländern als legitime Arbeit der Kirche. Diese Erklärung beendete die Tabuisierung des Themas in der DDR und gab vielen engagierten Männern und Frauen an der Basis Rückendeckung. Dass dies belebende Impulse für die konkrete Gemeindegemeinschaft vor Ort haben konnte, erlebte Christfried Berger durch die mosambikanische Gemeindegruppe mit, die in der dem Missionshaus benachbarten Bartholomäusgemeinde ihren Ort und in Almuth Berger als Gemeindepfarrerin ihre Ansprechpartnerin hatte. Und auch hier setzte Christfried Berger mit einer publizistischen Aktivität wieder den Informations- und Diskussionsprozess in den DDR-Kirchent in Gang durch die Gründung und Herausgabe der Zeitschrift „nah und fern“. In der

Wendezeit wurde er dann zum Moderator des Runden Tisches „Ausländer“ des Zentralen Runden Tisches der DDR bestellt.

1987, nach den ersten eineinhalb Jahren als Direktor des ÖMZ, wurde Christfried Berger mit der Frage nach dem Ertrag der Integration von Kirche und Mission konfrontiert. Er erkannte damals durchaus die positiven Folgen des landeskirchlichen Engagements für die Partnerschaftsarbeit an. Gleichzeitig dachte er darüber nach, ob der Partnerschaftsgedanke mit der starken Betonung des Teilens nicht die spirituelle Seite des Missionsauftrags verdrängt habe. Überhaupt seien die theologischen Akzentverschiebungen des Missionsverständnisses hin zu einem gemeinsamen Austausch der Erfahrungen mit der „Mission vor der Haustür“ kaum irgendwo wahrgenommen geschweige denn verarbeitet und umgesetzt worden. Die Propagierung des ökumenischen Teilens berge die Gefahr, dass alte paternalistische Muster wieder auftauchen. Gleichzeitig reagiere die Kirche auf die reale Existenz von am Ort lebenden Ausländern oft nur hilflos.

Die Verlagerung des gute Impulse liefernden Ökumenischen Instituts in die Theologische Studienabteilung des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR in den siebziger Jahren habe dazu geführt, dass die theologischen Aspekte des Missionsverständnisses zu wenig reflektiert wurden. Schlüssige Antworten auf Christfried Bergers Anfragen an das ökumenisch-missionarische Agieren der die Berliner Mission tragenden Kirchen und Gruppen blieben Ende der achtziger Jahre in mancher Hinsicht ebenso aus wie sie uns Nachgeborene und Nacharbeitende in der „wiedervereinigten“ Berliner Mission unter dem Namen „Berliner Missionswerk“ weiterhin beschäftigen. Christfried Berger kommentierte die neue Wohn- und Arbeitsgemeinschaft von verschiedenen Zweigen kirchlicher Arbeit mit der Missionsarbeit auf dem Grundstück der Berliner Mission in der Georgenkirchstraße in einem Beitrag der Zeitschrift für Mission 1998 vorsichtig. Einerseits sei es schön und werde es auch von vielen Partnerkirchen begrüßt, dass das Berliner Missionswerk wieder seinen Sitz in der alten „Apostelfabrik“ habe. Andererseits stelle sich die Frage, wie die räumliche Integration von Kirche und Mission konzeptionell gestaltet werde: „Die Mandate eines Konsistoriums der Kirche und eines Missionswerkes in der Kirche sind gegensätzlicher Natur: die einen sollen bewahren, die Kontinuität si-

chern, das Recht durchsetzen, alle Wenss und Abers bedenken, schließlich auch Kontrolle ausüben. Mission aber lebt von der Kreativität der Gemeinden, vom Geist, der weht, wo er will, vom Engagement vieler Christen, von der Hoffnung auf das Reich Gottes.“ Dass auch das neu-alte Berliner Missionswerk auf der Suche nach diesem ökumenisch-missionarischen Geist bleibt und immer wieder neu überlegt, wie auch die spirituelle Dimension des Missionsauftrags heute gelebt werden kann, dafür ist es gut, dass Christfried Berger bisher weiterhin als ehrenamtlicher Geschäftsführer des Internationalen Konvents der fremdsprachigen Gemeinden in Berlin und Brandenburg in der Georgenkirchstraße anwesend ist. Aufgrund der immer wieder bedrängenden Finanzlage dieser Gemeinden und des oft zu spürenden Desinteresses der einheimischen Gemeinden an ihren christlichen Brüdern und Schwestern in den fremdsprachigen Gemeinden stellt sich die Frage nach den heute nötigen Akzenten in der kirchlichen Missionsarbeit noch einmal neu.

In der Rückschau auf die verschiedenen Schwerpunktsetzungen des ökumenisch-missionarischen Engagements Christfried Bergers erscheint es vielleicht müßig, das genau auseinander zu dividieren. Die Zusammenarbeit mit den Migrantenkirchen vermittelt ihm Erfahrungen von der Gegenbewegung der Missionsarbeit, wenn zum Beispiel pentekostale Gemeinden aus Afrika nach dem klassischen Muster der alten apostolischen Tradition zu zweit und ohne jede organisatorische oder finanzielle Absicherung in den Straßen Berlins zu evangelisieren anfangen. Aber mehr noch bewegt ihn, dass die wachsende Zahl von christlichen Migrantengruppen die Folgen der Globalisierung in die Mitte unserer Gemeinden tragen. Mit und durch Christfried Berger fragen sie uns nach den neu zu lernenden Teilen der spirituellen Traditionen, nach der Offenheit und Lernfähigkeit der einheimischen Christenmenschen, deren Verständnis von Ökumene und Mission mit neuen Herausforderungen konfrontiert wird.

Dr. Gerdi Nützel, 1961 in Kulmbach geboren, 1980-1987 Theologiestudium in Erlangen und Heidelberg, 1988/89 Studien- und Praxisaufenthalt in Brasilien, Promotion über die Kontextualität der Theologinnenarbeit in Bayern, Mecklenburg und Brasilien, 1996 Ordination in der Evang. Kirche in Berlin-Brandenburg, Gemeindefarbeit in Neubaugebiet im Nordosten Berlins, seit 2001 Theol. Referentin beim Berliner Missionswerk für Gemeindedienst sowie Presse- und Öffentlichkeitsarbeit.